

Jugendgefährten dazu das Bekenntnis: „Sehnsucht nach dem Lichte und nach der Erleuchtung haben uns zu der einzig hellen Stelle geführt, die uns geblieben ist: Christus. Und die uns bleiben wird. Unser ganzer Hintergrund und unser Wegweiser und Ziel ist Er“ (139).

Aus dieser Überzeugung ergibt sich der bekannte Rest der im Märtyrertod endenden Biografie Hans Scholls, seiner Schwester und seiner Freunde. Wie Alexander Schmorell war ihm dem Gewissen folgend „die innere Verpflichtung zum Handeln gegen den nationalsozialistischen Staat“ (203) höher als jede Loyalität gegenüber dem Unrechtsregime. Das ehemalige Parteimitglied Professor Kurt Huber (1893-1943) wurde ab 1942 ein engagierter Mitplaner des Widerstandes. Indem er in den Flugblatttexten „Freiheit und Ehre“ begrifflich zusammenband, setzte er Akzente gegen nationalistischen Missbrauch. Dabei trug den Inspirator Hans Scholl auch die Freundschaft und Zusammenarbeit mit dem dreifachen Familienvater Christoph Probst, der mit den Geschwistern hingerichtet wurde und sich zuvor katholisch taufen ließ, dem am 12. Oktober 1943 hingerichteten gleichaltrigen Saarländer Willi Graf, dessen Seligsprechung vorbereitet wird, und dem katholischen Glasmaler Wilhelm Geyer (1900-1968), mit dem Hans den letzten Abend vor seiner Verhaftung in einer Gastwirtschaft verbrachte. Die exakt recherchierte Scholl-Biografie von Robert M. Zoske setzt Maßstäbe und zeigt bisher unbeachtete Zusammenhänge auf. Ein ruhelooser „homo viator“ (148) fand eine wohl abschließende Deutung und umfassende Darstellung, deren Zeitsprünge die Lektüre leider etwas erschweren. Sie enthält auch erstmalig die vielen Gedichte von Hans Scholl, die eine eigene Würdigung verdienen, und den Text der verschiedenen Flugblätter. Die christliche Motivation des jugendlichen Widerstandes der „Weißen Rose“,

die schon sehr früh von Romano Guardini (1885-1968) gesehen wurde, dürfte unumstritten sein. *Stefan Hartmann*

GUÐMUNDSSON, Gunnar F.: *Pater Jón Sveinsson – Nonni*. Aus dem Isländischen übersetzt von Gert Kreutzer. Köln: Universitäts- und Stadtbibliothek Köln 2017 [Reykjavík: Bókautgáfan Opna 2012]. 586 S. Gb. 30,-.

Viele kennen Jón Sveinsson – genannt „Nonni“ – von seinen Kinder- und Jugendbüchern oder aus der erfolgreichen Verfilmung von „Nonni und Manni“ im ZDF (1988). Nicht alle wissen, dass „Nonni“ der erste Isländer war, der nach der Reformation zum katholischen Priester geweiht wurde: der Jesuit Jón Sveinsson. „Manni“ war sein jüngerer Bruder Ármann Sveinsson, der ebenfalls Jesuit geworden war, aber bereits 1885 noch im Studium starb.

Gunnar F. Guðmundsson ist ein isländischer Gymnasiallehrer, der mit einem bewunderungswürdigen Fleiß nicht nur ein stupendes Volumen an Literatur ausgewertet, sondern auch in allen nur denkbaren Archiven nach Material über seinen Protagonisten gesucht hat: von den regionalen Archiven in Island über staatliche und kirchliche Archive in Dänemark, das Archiv der deutschen Jesuitenprovinz in München bis hin zu den Beständen der Propaganda Fide in Rom. Das Ergebnis lässt sich sehen: Es ist fast schon verblüffend, wie viel man über eine einzelne Person auf diese Art noch 150 Jahre später belegbar aussagen kann.

Der Autor ist naturgemäß ein profunder Kenner der „Nonni“-Bücher, und methodisch geht er so vor, dass er seine quellen gestützten Befunde immer wieder gegen die Erzählungen des Autors in dessen Büchern hält. Nicht überraschen kann, dass sich dabei Differenzen auftun. So erweist sich der „französische Graf“, der dem zwölfjährigen

Nonni die Reise nach Frankreich und den Schulbesuch dort ermöglicht, als ein Jesuit (wiewohl gräflicher Abstammung), der in Abstimmung mit seinen Oberen ein Programm gestartet hat, Jungen aus Skandinavien eine höhere Schulbildung zu ermöglichen. Von den Eltern fordert er allerdings von vornherein die schriftliche Zustimmung, dass sie weder einer Konversion zum Katholizismus noch einer etwaigen Berufung zum Priesteramt oder Ordensleben widersprechen werden. Die großmütige Offerte ist also Teil eines umfassenden Programms zur langfristigen Rekatholisierung Skandinaviens.

Auch ist es keineswegs dieser Jesuit und Graf, der den größten Teil der Kosten trägt, sondern vielmehr eine Madame Colson aus Lille, die den Schüler Jón quasi an Sohnes Statt angenommen hat, nachdem ihr eigener Sohn im Krieg 1870/71 gefallen ist; Nonni hat sie bis zu ihrem Tod immer als „Mutter“ angedredet. Guðmundsson bleibt bei diesen Feststellungen nicht stehen: Warum hat P. Jón Sveinsson diese Sachverhalte in seinen Büchern anders geschildert? Der Biograf sieht in den Publikationen von P. Jón Sveinsson eine durchgehende Erzähllinie, die dahin geht, Gottes Vorsehung walte über allem und lasse niemanden unbeschützt; dazu passt es sehr viel besser, als Wohltäter einen nebulösen steinreichen Grafen zu nennen als ein gezieltes und strukturiertes menschliches Handeln.

Nach dem Abitur tritt Jón Sveinsson – nach einigem Überlegen – als Novize bei den französischen Jesuiten ein; der Orden schickt ihn aber bald in eine Niederlassung der (im Kulturkampf vertriebenen) deutschen Provinz ins dänische Ordrup. Dort beginnen „dunkle Tage“: sein Bruder stirbt in Löwen, und seine Oberen lassen Jón nicht einmal ans Krankenbett reisen. Überhaupt tut er sich mit den deutschen Jesuiten schwer. Das ist vielleicht kein Wunder angesichts seiner fran-

zösischen Erziehung – relativ kurz nach dem deutsch-französischen Krieg – und auch angesichts der Tatsache, dass die Zuständigkeit für die Skandinavienmission (und speziell die auf Island) zwischen der deutschen und der französischen Kirche umkämpft ist. Durch Schule und Studium bedingt, fühlt P. Jón Sveinsson sich viel stärker der französischen Seite zugehörig, und das macht es ihm als Lehrer unter deutschen Mitbrüdern nicht leicht. Auch zeigt sich bald, dass die eigentliche Mission nicht so seine Sache ist. Er ist kein begabter Prediger, und so sehr er sich auch abmüht, mit dem Fahrrad über ganz Seeland zu fahren und für die wenigen dort lebenden Katholiken Messen zu feiern: Seine Bemühungen, Konvertiten zu gewinnen, scheitern kläglich. Seine eigene Mutter ist nach Kanada ausgewandert und hat dort erneut geheiratet; in mehreren ihrer vielen Briefe lässt sie die Absicht anklingen, nach Dänemark zu kommen und katholisch zu werden – aber nicht einmal dazu kommt es, denn auch sie stirbt, bevor sie ihren Sohn noch einmal wiedersieht.

P. Jón blüht erst auf, als er sein Talent zum Schreiben entdeckt, das seine Oberen auch fördern. Seine Erzählungen beruhen auf persönlichen Erlebnissen, die er ausschmückt und dramatisiert. Damit erlangt er großen und lang andauernden Erfolg. Das Schreiben ermöglicht ihm Reisen durch ganz Deutschland, nach Amerika und sogar nach Japan. Umgekehrt sind seine Reisen Schreibanlässe: Seine Reise quer über Island verarbeitet er alsbald zu einem weiteren Buch. Wenn auch seine Bücher einen direkten katholisch-jesuitischen Ansatz vermeiden, so tritt Jón Sveinsson doch überall als Jesuit in priesterlicher Kleidung auf – sogar an Bord der Schiffe, auf denen er reist. Überall wird ihm zu seiner Freude ein begeisterter Empfang bereitet. Insbesondere Mädchenschulklassen und Jungen um die zwölf Jahre gehören zu seinen größten Fans – letztere erinnern ihn an seine eigene Jugend, als er Island

in Richtung Frankreich verlassen sollte. Im Alter leidet Jón an mancherlei Erkrankungen und weiß die gute Pflege in Frauenkonventen zu schätzen.

Gunnar F. Guðmundsson hat, man kann es nicht anders sagen, die definitive Biografie dieses vielschichtigen und zugleich doch kindlich-einfachen Mannes vorgelegt: quel-

lengesättigt, flüssig erzählt und zugleich klug analysierend. Man hätte sich vielleicht gewünscht, dass der Übersetzer deiktische Begriffe („hierzulande“) überlegter ins Deutsche gebracht hätte, aber von solchen Schönheitsfehlern abgesehen ist dies ein Buch, das man getrost jedem Interessierten empfehlen kann.

Winfried Heinemann

Theologie

PERNIOLA, MARIO: *Vom katholischen Fühlen*. Berlin: Matthes & Seitz 2017. 184 S. Kt. 28,-.

Bereits 2001 in Bologna publiziert, erschien das Werk des italienischen Philosophen erst 2012 in deutscher Übersetzung. Bisher wenig beachtet, erlebt es nun eine broschierte Ausgabe, die endlich besprochen werden will. Warum definiert man im Mutterland des Katholizismus diesen gerade über das Fühlen?

Übrigens ist „fühlen“ die vielleicht bestmögliche, aber dennoch schwache Übersetzung des italienischen „sentire“; dieses meint auch „spüren“, „erfahren“ – im Gegensatz zum „Einverständnis mit der Doktrin“ (12) –, also vor allem das sinnliche Wahrnehmen von „weltlichen“ Realitäten. Um das katholische Fühlen zu erläutern, geht Perniola ins 16. Jahrhundert zurück, zu Francesco Guicciardini, einem Florentiner Staatsmann und Geschichtsphilosophen, und zu Íñigo López de Loyola, dem baskischen Ritter und Gründer der Jesuiten.

Wenig später, mit dem Trienter Konzil, reduzierte die Kirche – nach Perniola – die Bedeutung des Fühlens, zugunsten jener der Orthodoxie und der Orthopraxis: Fortan wurde die Zugehörigkeit zum Katholizismus mehr und mehr über die Annahme des rechten Glaubens und über die Einhaltung moralischer Vorschriften definiert. Aus „mimetischer Rivalität“ (29) gegenüber dem allzu

subjektiven Protestantismus und später gegenüber der säkularen Moderne verhärtete sich die Kirche dogmatisch und sozialisierte die Praxis. Schließlich nimmt ab dem 19. Jahrhundert der Katholizismus „als ein ausgesprochen ideologischer Apparat mit dem Papst in seinem Brennpunkt Gestalt“ (31) an: Der Glaube wird zum kollektiven Phänomen, er wird Partizipation, Ideologie; er will Massen binden, in Abwehr und in Konkurrenz zu anderen modernen Massenbewegungen – Perniola sieht die Entwicklung seit dem Tridentinum sehr kritisch.

Hingegen waren im katholischen Fühlen des 16. Jahrhunderts, vor dem Tridentinum, Heiliges und Profanes noch eins. Orthodoxie und -praxis waren schwach – die Kirche war reichlich verlottert –, aber in einer „Feinsinnigkeit des Fühlens und Denkens“ (24) wird eine gleichsam säkularisierte Religion eingeübt. Katholisches Fühlen ist vor allem rituelles Fühlen, mit drei Aspekten (158): Enthaltung – es braucht Distanz zur differenten Welt, also Askese; Körperlichkeit – mit den Sinnen gilt es sensibel wahrzunehmen; Wiederholung – im wiederkehrenden Ritual vertieft sich Erfahrung.

Bleiben wir bei Ignatius von Loyola: Perniola deutet die Exerzitien vor allem von ihrer Welthaltigkeit her: Im Fühlen – „sentir“ ist ja schon bei Ignatius ein Zentralbegriff – von „Welt“ entstehen die Unterscheidung